

„Dienste in Israel“ hat einen neuen Einsatzort

Wo Jecken Schlafstund halten



Haifa im Frühling: Das erinnert an eine europäische Stadt am anderen Ende des Mittelmeeres. Die drittgrößte Stadt Israels hat starke Verbindungen nach Europa. Hier haben zunächst fromme Pietisten aus Süddeutschland, dann jüdische Auswanderer aus Deutschland bereits vor der Verfolgung durch den Nationalsozialismus Wurzeln geschlagen. Ganze Stadtteile wie der Vorort Kirjat Bialik oder die Viertel Achusa oder Romema auf dem Karmelberg wurden von ihnen geprägt. Dort sprach man noch bis vor kurzem beim Kaufmann um die Ecke Deutsch, die Architektur erinnert an die Herkunft der Zuwanderer, betont pflegte man dort die deutsche Kultur. Wie immer, wenn Deutsche zusammenkommen, wurde natürlich ein Verein gegründet, und dies bereits Mitte der 1930er Jahre in Haifa. Der Verein der Einwanderer aus Deutschland hatte primär die Hilfe für Neuankömmlinge bei der Existenzgründung zum Ziel, von Schnellkursen in Hebräisch, über Arbeits- oder Wohnungsvermittlung, bei der Berufsausbildung oder der Gründung eines Geschäfts, bis hin zur finanziellen

Etwa 70 Volontäre kommen jährlich, vermittelt von „Dienste in Israel“, in verschiedene Einrichtungen in Israel. Während inzwischen nur noch zwei Freiwillige in Kibbuzim tätig sind, hat sich die Arbeit vor allem auf die Hilfe in Krankenhäusern, Behinderteneinrichtungen und Altenpflege verlagert. Eine neue Einrichtung, mit der die Brückenbauer, wie „Dienste in Israel“ im Land genannt wird, liegt in Haifa. Dort arbeiten seit kurzem drei junge Volontärinnen. Für DIE GEMEINDE sprach Frank Fornaçon mit dem Leiter des Sozialdienstes und einer jungen Frau aus Herrenberg.

Ruth Dürr ist gern in Haifa

Unterstützung in Notlagen. Der Verein gewann rasch zahlreiche Freunde. Noch heute sind etwa 1 000 deutschsprachige Juden als Mitglieder des heute Irgun Olej Merkas Europa (Verein der Einwanderer aus Zentraleuropa) genannten Vereins registriert. Die meisten davon sind weit über 80 Jahre alt. Mit dieser Generation stirbt der identitätsstiftende Gebrauch des Deutschen ebenso aus wie der stolze Erhalt der heimatlichen Kultur. Das berichtet David Mehlhausen-Hassoan, der Leiter des Sozialdienstes des Vereins. Aber während die Relikte der Kultur ihren Weg ins vereinseigene Museum im Norden Israels finden, ist die Aufgabe, Menschen in Not zu helfen, geblieben.

Die Gründergeneration hatte bereits 1938 mit bescheidenen Mitteln ein erstes Altersheim gegründet. Die Verfolgung der Juden in Europa hatte alte Menschen, die ihre Familie zurücklassen mussten, hierher verschlagen. Für sie wurde es notwendig, eine organisierte Betreuung im Alter geben. Damals war man auf diesem Gebiet Pionier. Vergleichbares gab es in ganz Israel nicht. Mancher blickte neidvoll auf die Hilfe, die die deutschsprachigen Juden aus Deutschland, Österreich, Tschechien und Rumänien einander gewährten. Aus diesen Anfängen hat sich inzwischen ein ansehnliches Sozialwerk entwickelt, mit diversen Einrichtungen, wie betreute Wohnheime, Altenheime, Pflegestationen, einem Seniorenclub und ambulanten Diensten.

David Mehlhausen-Hoessen weiß, dass auch und gerade in der modernen israelischen Gesellschaft Sozialeinrichtungen für alte Menschen notwendig sind. Anders als die landläufige Meinung, ist die israelische Gesellschaft stark individualistisch orientiert, deutlich mehr als beispielsweise die deutsche und in etwa vergleichbar mit der norwegischen. Auch deshalb ist die israelische

Großfamilie weder fähig noch willens, die Pflege alter Menschen allein zu bewältigen. Sozialpolitischer Ausdruck dessen ist beispielsweise der Anspruch Pflegebedürftiger auf die Finanzierung von bis zu 15,5 Wochenstunden ambulanter Hilfe aus der öffentlichen Hand, die nicht von Familienangehörigen geleistet werden darf. Der Verein ist bemüht, älteren Menschen im eigenen Heim mit weiteren ambulanten Diensten ein selbstständiges Leben zu ermöglichen oder ihnen in einem der Heime die nötige Pflege zu bieten. Eine zunehmende Rolle spielt dabei auch die Betreuung von Demenzzkranken.

Immer noch prägen Jecken, wie die Einwanderer aus dem deutschsprachigen Europa hier genannt werden, das Bild in den Einrichtungen des Vereins. Satzungsgemäß sind in erster Linie sie die Nutznießer der angebotenen Dienste, auch wenn zunehmend Israelis anderer Herkunft diese in Anspruch nehmen.

Zu den besonderen Angeboten für die deutsch sprechenden Bewohner zählt seit kurzem der Einsatz von drei Volontärinnen aus Deutschland. Schon früher gab es Freiwillige aus anderen Organisationen, doch nachdem sie während des ersten Golfkriegs das Land verlassen hatten, war die Freiwilligenarbeit fast in Vergessenheit geraten. Ende 2005 fragte die Organisation bei „Dienste in Israel“ an, ob die Brückenbauer an einer Zusammenarbeit interessiert seien. „Wir sind nicht auf die Arbeitskraft der jungen Leute angewiesen, aber wir wollen ihnen und den alten Menschen Gelegenheit zu dieser besonderen Erfahrungen bieten“, meint David, der selbst vor 16 Jahren nach Israel eingewandert ist. „Noch gibt es diese Zeitzeugen, die aus erster Hand vom jüdischen Leben vor dem Holocaust, von Verfolgung und Überleben berichten können.“ Heute sei die letzte Chance, von den Überlebenden zu hören, wie sie Menschlichkeit und Unmenschlichkeit erlebt hätten,

und wie einzelne Momente eines Lebens die ganze Biographie prägen können. So zum Beispiel die 90-jährige Heimbewohnerin, die nie abschließend die Szene verarbeiten konnte, als sie auf irgendeinem Bahnhof Osteuropas von ihrem jüngeren Bruder getrennt wurde. Die verschreckten und verweinten Augen des Kleinen, der auf den Schutz der großen Schwester hoffte, waren das letzte, was sie von ihm sah. Das war für sie, die Übriggebliebene, zum Thema ihres Lebens geworden und ist bis heute Thema jedes Gesprächs mit ihr: „Ich bin heute fast ein Jahrhundert alt, aber mein Bruder ist immer noch sechs.“ Es sind banale Sätze wie dieser, die Verstehen lehren.

Mit drei jungen Frauen startete Anfang 2006 das neue Projekt der Brückenbauer. Eine von ihnen ist Ruth Dürr. Die 20-Jährige hat nach dem Abitur im württembergischen Herrenberg ein Jahr ausgespart, um in Israel zu arbeiten. Später will sie vielleicht Psychologie studieren. Zunächst hatte sie in einem von argentinischen Juden gegründeten Kibbuz Gemüse geputzt und Unkraut gejätet. Dann zog sie mit ihren zwei Kolleginnen nach Haifa um. Nach der

gen und Einkäufen. Wenn Bewohnerinnen zur Physiotherapie müssen, dann ist Ruth dabei. Ebenso, wenn es darum geht, vorzulesen. Die meisten Bewohner sind noch sehr selbstständig. Wenn sie Ruths Begleitung in Anspruch nehmen, freuen sie sich, mit einem jungen Menschen Deutsch zu sprechen. Hier begegnen sich verschiedener Generationen. Der Kontakt mit einer jungen Frau aus Deutschland wird von den meisten geschätzt. Nur einmal ist es vorgekommen, dass eine Bewohnerin unmissverständlich klar gemacht hat, dass sie mit Deutschen nichts zu tun haben will. Aber das war die Ausnahme. „Mir wurde rasch klar, dass die deutschen Juden hier im Haus zwar mit der älteren Deutschen Probleme haben, weil sie nie genau wussten, wie diese sich während der Nazizeit verhalten hätten.“ Aber umso deutlicher hätten sie gezeigt, dass die heute junge Generation nichts mehr mit den Gräueltaten der Vergangenheit zu tun hat. Mit ihrer Präsenz tragen die Volontärinnen dazu bei, dass es am Ende des Lebens zu einem versöhnlicheren Umgang zwischen christlichen Deutschen und Juden kommen kann. Hier

des Erzählens anfängt zu heulen?“ Dann könne man nur schweigen. Aber in anderen Gesprächen könne man beitragen, Schönes zu betonen. Für viele sei es einfach angenehm, dass sich ein junger Mensch für ihre Geschichte interessiert. Wer mit der Generation der Groß- und Urgroßeltern Kontakt bekommt, lernt darüber hinaus vieles über das Leben alter Menschen. So hat Ruth erst hier gelernt, welche Bedeutung der Mittagsschlaf haben kann, den man hier „Schlafstund“ nennt.

Wer für andere da ist, braucht selbst Gelegenheiten, um aufzutanken. Für Ruth und ihre beiden Kolleginnen ist dabei ein wöchentliches Treffen im Minihauskreis wichtig. Man sehe sich zwar jeden Tag, müsse aber dennoch darauf achten, geistlich zu wachsen, meint die junge Frau, die in der Süddeutschen Gemeinschaft aufgewachsen ist. Mit dem Buch „40 Tage Leben mit Vision“ des amerikanischen Baptistenpastors Rick Warren haben sie gute Erfahrungen gemacht. „Wir haben gemerkt, dass uns das Buch hilft, unseren Alltag zu gestalten“, meint sie rückblickend. Daneben gehen die drei gern in eine messianische Gemeinde mit einem arabischen Pastor. Hier feiern Juden, die an Jesus als Messias glauben, auf Hebräisch Gottesdienst. Gut, dass diese ins Englische übersetzt werden. Nicht zuletzt sind die Seminare von „Dienste in Israel“ hilfreiche Wegmarken, die die Jerusalemer Mitarbeiter von anbieten. Besonders gut gefallen hat Ruth ein Seminar, das sich mit Elia befasste und passenderweise in der Jesreel-Ebene stattfand, wo der Prophet gewirkt hatte.

Für junge Leute aus Deutschland gehören die Altersgenossen mit der Maschinenpistole zu den Merkwürdigkeiten des israelischen Alltags. Dass das Leben in Haifa friedlicher ist als in anderen Teilen Israels, dafür ist Ruth dankbar: „Zunächst hatte ich damit gerechnet, dass man den Terror hier im Land viel stärker zu spüren bekommt.“ Wenn sie auf dem täglichen Weg zur Arbeit an einer Gedenktafel vorbei komme, die an die Opfer eines Selbstmordattentäters erinnert, weiß sie, dass der Friede brüchig ist. Dass während des Irakkrieges die Mitarbeiter und Volontäre von „Dienste in Israel“ im Land geblieben waren, wird von israelischen Partnern immer wieder hervorgehoben. Solidarität hat sich nicht auf Schönwetterperioden zu beschränken.

www.dienste-in-israel.de (dort auch Informationen über eine Begegnungsreise im September 2006.)

Frank Fornaçon



Fotos: Frank Fornaçon

Im Garten herrscht während der Schlafstund Ruhe

stupiden Arbeit im Garten, aber auch guten Kontakten zu jungen Leuten im Kibbuz, hat die Aufgabe in Haifa einen ganz anderen Charakter: „Ich bin so eine Art Gesellschafterin“, beschreibt sie ihre Aufgabe. Ihr Arbeitstag ist angefüllt mit Begleitung von Bewohnerinnen auf dem Weg zu Arzt, gemeinsamen Spaziergän-

treffen sich die Interessen der Bewohner und der Volontärin aus Württemberg: „Ich wollte aus meinem christlichen Glauben heraus anderen dienen.“

Dabei ist Zuhören die wichtigste Übung. „Was soll man auch einer Frau antworten, die in drei Konzentrationslagern war und nach wenigen Minuten